

„Südslawien“ ohne Südslawen?

Von Dr. Josef RÄUSCHER

Dr. Josef Räuscher (1889—1937), gebürtiger Österreicher, lebte seit 1920 als Journalist in Berlin, anfänglich beschäftigt als politischer Redakteur beim Berliner Börsen-Courier, zwischen 1921 und 1924 als Leiter des Dammert-Verlags, 1925 kurzzeitig als Chefredakteur der Abteilung Politik und Feuilleton beim Reichsdienst der deutschen Presse. Ende 1925 kehrte er zum Berliner Börsen-Courier zurück. Politisch stand Räuscher dem linken Flügel der Zentrums-Partei nahe. Im September 1924 hatte Räuscher das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bereist. Ein Vortrag über diese Reise mit dem Titel *Jugoslawien, Land und Leute* wurde 1925 im Programm der Berliner Funk-Stunde gesendet. Auch Räuscher verwendete für seine Beiträge regelmäßig Pseudonyme (Viator, Radiator, Rudolf Jantzen, Dr. Sehann, anonym). Ab 1926 übernahm Räuscher den Posten des Chefredakteurs der renommierten Nachrichtenstelle des deutschen Rundfunks (Dradag). Über Jahre setzte er sich in dieser Funktion für eine politisch wenn nicht neutrale so doch ausgewogene Berichterstattung ein. Sowohl in seinen innen- als auch außenpolitischen Beiträgen folgte er leidenschaftlich diesem Berufsethos, wie seine über Jahre regelmäßig aus Genf gesendeten Berichte über die Sitzungen des Völkerbundes zeigten. Ende 1932 trat Räuscher, politisch zunehmend unter Druck, offiziell aus den Diensten der Dradag aus. Im März 1933 veröffentlichte er einen politischen Kommentar zu *Immer wieder Serbien* auf der Titelseite des Berliner Tageblatts unter der Überschrift „Südslawien“ ohne Südslawen?

Das *Berliner Tageblatt und Handelszeitung* (1872—1939) war im Deutschen Kaiserreich und der Weimarer Republik eine der beliebtesten, deutschlandweit gelesenen Tageszeitungen. Es erschien im Mosse-Verlag, einem der großen, im traditionsreichen Berliner Zeitungsviertel angesiedelten Verlagshäuser, die für ein Massenpublikum produzierten. Das Berliner Tageblatt war von herausragender Qualität, für welche der Name Theodor Wolffs bürgte, des langjährigen Chefredakteurs und Namensgebers des bedeutenden Journalistenpreises. Am 10. März 1933 wurde das Berliner Tageblatt nach § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 (RGBl. I Nr. 17 S. 83) für drei Tage verboten; abgedruckt wurde die „Begläubigte Abschrift“ mit Datum vom 10. März. Die Gleichschaltung des Berliner Tageblatt verlief mit Turbulenzen, in welchen sich die Spannungen zwischen einer von Chefredakteur Paul Scheffer geleiteten, um freie Berichterstattung bemühten Redaktion und dem Reichspropagandaministerium unter Joseph Goebbels entlud, der das Berliner Tageblatt als Feigenblatt für angebliche Pressefreiheit benützte. Die Machtergreifung Adolf Hitlers 1933, die Gleichschaltung der Presse sowie das Berufsverbot für Verleger und Journalisten jüdischer Herkunft in Deutschland zwangen Theodor Wolff sein Verlagsimperium weit unter Wert zu verkaufen und aus Deutschland zu flüchten. Im Zweiten Weltkrieg wurde das alte Berliner Zeitungsviertel fast vollständig zerstört. Zwischen 1961 und 1989 war das im Bezirk Mitte liegende Viertel von der Mauer durchzogen, im ehemaligen Mosse-Verlagshaus arbeitete das Berliner Druckkombinat, hauptsächlich im Auftrag der Ostberliner Stadtverwaltung. Nach dem Fall der Mauer wurde das alte Zeitungsviertel im Zentrum Berlins schrittweise wieder

zu Leben erweckt: heute prägen die Axel Springer AG, die Tageszeitung, die inzwischen privatisierte Bundesdruckerei, der Bundesverband der Deutschen Zeitungsverleger und andere, im Haus der Presse untergebrachte Verlegerverbände, neben dem Druckhaus Berlin Mitte das Bild, welches im restaurierten Mosse-Zentrum residiert. Das alte Zeitungsviertel ist wieder ein bedeutender Medienstandort.

Caroline Hornstein Tomic

Mit dem neuen Buch „Immer wieder Serbien“, das ein Kenner unter dem Decknamen „Florian Lichtträger“¹ veröffentlicht und dem Friedrich Thimme² ein wohlüberlegtes, die politische Entwicklung und die historischen Voraussetzungen sauber schichtendes Geleitwort geschrieben hat, erscheint vor deutschen Lesern wieder einmal derjenige vielberufene „Balkan“, dessen Nichtbeseitigung, ja Verlängerung bis herauf nach Budapest und Wien die Friedensdiktate von 1919 begünstigt haben. Zwar ist der Staat der Serben, Kroaten und Slowenen, der erst vor kurzem den (von den Kroaten schon im Jahre 1918 gewünschten) Namen Südslawien offiziell annahm, nur in bestimmten Grenzfragen eine Diktatfolge; der nationale Zusammenschluss von Slowenen, Kroaten und Serben war damals eine freiwillige Aktion. Was daraus geworden ist? Die gekrönte Diktatur, die seit mehreren Jahren in Südslawien herrscht, hat den Gesamtnamen angenommen; die Kroaten fühlen ihn heute als Hohn. Und derjenige kroatische Politiker (Trumbitsch),³ der damals den Anschluss Agrams an Belgrad feierlich verkündete, ist heute „interniert“.

Das Buch des „Lichtträgers“, dem das französisch geschriebene Werk Svetozar Pribitschewitschs an die Seite zu stellen ist*), tritt wie dieses für eine bundesstaatliche Umformung Südslawiens ein; verneint also keineswegs dessen Daseinsberechtigung an sich. Das Buch scheint weitgehend, in seinem Zusammenhang durchaus mit Recht, kroatischen Gedankengängen zu folgen, die immer etwas von der schwierigen Gemütsart, Geschichte und Geographie dieser Elsässer des Slawentums verraten. Fort von Belgrad: aus Gründen, die sehr ernst sind bei einem Stamm, der in echter Aufwallung sich im Jahre 1918 hin zu Belgrad entscheiden wollte. Das Buch leugnet, dass Serben und Kroaten eine Nation seien, und offenbart so die Krise, in die der nationalstaatliche Gedanke des 19. Jahrhunderts gerade nach seiner weitesten machtpolitischen Entwicklung im 20. Jahrhundert geriet. Es hilft wenig, daran zu erinnern, dass eine serbische Grammatik wie eine kyrillisch geschriebene kroatische und eine kroatische Grammatik wie eine lateinisch geschriebene serbische zu lesen ist; dass die Sprachgelehrten von einem „serbokroatischen“, also selbst in der Mundart einheitlichen, nur im Südosten durch türkische Lehnwörter leicht angefärbten Stamm sprechen; dass auch neben diesem einheitlichen Sprachstamm die Slowenen als seine westliche und die Bulgaren als seine östliche Flügelmutter gleichfalls nur als Stämme eines sprachlichen Ganzen klassifiziert werden; dazu noch die armen Mazedonier, die leichter an Gebräuchen des Familien-

¹ Ivo Pilar (1874—1933).

² Friedrich Thimme (1868—1938).

³ Ante Trumbić (1864—1938).

* „Immer wieder Serbien“, Verlag für Kulturpolitik; „La dictature du roi Alexandre“, Paris, Pierre Bossuet.



lebens und der Kirche als an ihrer Sprache zwischen Serben und Bulgaren zu teilen sind; in Landstrichen, wo das Timoktal, Heimat des alterbischen Nationalheros Paschitsch,⁴ eigentlich bulgarischen Dialekt erklingen lässt. Man erzähle germanistisch einem Holländer, dass er Niederfranke sei, also Deutscher, was noch in der englischen Bezeichnung „Dutchman“ erhalten ist, und ernte sein patriotisches Lächeln! Allein die Schrift, geschweige denn Kirche, Geschichte und geographischer Erdrichtungszwang sind stärker als jeder philologische Befund. Bei den Bulgaren, slawisierten Tataren, ist zur Not die Möglichkeit einer Rassengrenze gegeben; bei den anderen Südslawen aber gar nicht, und sie alle unterscheiden sich (das gilt mindestens in dem entscheidenden Fall Kroaten — Serben) sprachlich und körperlich noch kaum so sehr wie Grossrussen und Kleinrussen.

Das Buch des „Lichtträgers“ leugnet, dass Kroaten und Serben auch nur eine Nation seien; es geht auf die Philologie überhaupt nicht ein. Es verneint sie von vornherein aus dem Instinkt einer Abwehr heraus, deren Anerkennung die Kroaten nach einer vierzehnjährigen staatlichen Gemeinsamkeit mit den Serben verlangen können. Denn diese Abwehr ist eine Tatsache der politischen Psychologie, die man nicht aus der Grammatik widerlegen kann.

Schon deshalb nicht, weil das Buch Pribitschewitschs beweist (worauf wir schon einmal hingewiesen haben), dass diese 14 Jahre staatlicher Gemeinsamkeit es vermocht haben, die Linie der Abwehr sogar in das tatsächlich serbische Sprachgebiet vorzuschieben: sie verläuft jetzt genau dort, wo einst die Grenze der Habsburger-Monarchie verlief. Der Kronzeuge Pribitschewitsch,⁵ der als serbischer Irredentist einst habsburgische Gefängnisse kennenlernte, der dann sogar als Teilhaber der großserbischen Diktatur des alten Paschitsch scharf machte, was Paschitsch nur scharf gemeint hatte, ist vielleicht der unheimlichste Ankläger des gegenwärtigen Belgrader Regimes, auch wenn man von dieser Anklage abzieht, was an persönlicher Ranküne in ihr stecken mag. In Pribitschewitschs Darstellung erhält der König

⁴ Nikola Pašić (1845—1926).

⁵ Svetozar Pribičević (1875—1936).

Alexander⁶ stellenweise die Züge des spanischen Exkönigs Alfons.⁷ Es muss viel seelisches Kapital verwirtschaftet worden sein; der kroatische Verkünder der südslawischen Einheit, Trumbitsch, musste interniert werden; der zeitweilige Mitführer der serbischen Vorherrschaft lebt im Ausland als Ankläger; der priesterliche Führer der katholischen Slowenen, Korosetsch,⁸ ist ebenso wie Trumbitsch interniert; Spaho⁹ gleichfalls, der Führer der mohammedanischen Serben in Bosnien, auch er, wie Pribitschewitsch, ein Zeuge für die Kältewirkung des serbischen Kerngebiets selbst auf die unleugbaren Stammesgenossen der neuen Gebiete. Gefährlicher aber für Belgrad als alle lebend internierten ist der tote Raditsch,¹⁰ der romantische Former des kroatischen Bauerninstinkts, gerade der slawischeste, am wenigsten „lateinische“ Gegner Belgrads, den in offener Parlamentssitzung ein Ostserbe,¹¹ selbst Abgeordneter, auf den Tod verwundete, der erst spät danach eintrat und in solchem wirklichen Martyrium dem höchsten Aufrauschen von Empörung und Legende Zeit bot. Zweimal schien in Belgrad der Wille zur behutsamen staatlichen Nachbildung der gesamt-südslawischen Nationalität zu dämmern: als Raditsch, aus dem Gefängnis heraus, in ein Kabinett der Stämmeversöhnung eintrat und, zum zweitemal, als die Diktatur im Anfang aufzuräumen schien und einen Verschmelzungsprozess proklamierte, von dem offenbar lediglich der neue Staatsname „Südslawien“ verwirklicht worden ist.

Es ist klar: in vierzehn Jahren hat Belgrad es nicht vermocht, über die Zweierheit der Entstehung Südslawiens hinwegzukommen. Ueber den Gegensatz des nach dreijähriger Okkupation des Landes durch Truppen der Mittelmächte und Bulgariens schliesslich mit ententistischer Hilfe errungenen militärischen Sieges zu der Freiwilligkeit des südslawischen Einheitswillens der ehemals habsburgischen Landesteile, deren Söhne im österreichischen Heer tapfer ihre Schuldigkeit getan hatten, am tapfersten gegen Italien.

Fort von Belgrad — aber nicht hin zu Italien: es hat einmal nach dem Kriege einen südslawischen Aussenminister gegeben, der mit Italien so weit zusammenkam, als dies überhaupt die beiden Adria-Rivalen können: in den Nettuno-Verträgen. Das war der Altserbe Nintschitsch.¹² Damals sahen sich die Kroaten schon preisgegeben, und der geopolitische Zug nach dem Aegäischen Meer, der dem östlichen, seit vierzehn Jahren herrschenden Teil Südslawiens vorgezeichnet ist, spielt auch in den Argumenten des „Lichtträgers“ eine Rolle. Die Kroaten und Slowenen, als Anreiner Italiens, als Stammesbrüder der über Istrien und Görz tief nach Friaul hinein reichenden südslawischen Minderheit Italiens, sind die letzten, die, nach dem Verlust Fiumes und Zaras, etwa den Muskeldrang nicht nachfühlen, der die alten ve-

⁶ Aleksandar I. Karadorđević (1888—1934).

⁷ Alfonso XIII de Borbón y Austria-Lorena (1886—1941).

⁸ Anton Korošec (1871—1940).

⁹ Mehmed Spaho (1883—1940).

¹⁰ Stjepan Radić (1871—1928).

¹¹ Puniša Račić (1886—1944).

¹² Momčilo Ninčić (1876—1949).

nezianischen Löwenbilder in Dalmatien zerstörte. Es war schon eine Leistung der Belgrader Politik, dass sie diese West-Südslawen zu Schachfiguren im Spiel Italiens tauglich gemacht hat. Dass ein „schwarz-gelbes“ Projekt, ein Dreieck Wien — Budapest — Agram für Italien nachdenkenswert wurde. Und als es so weit war, zeigten sich in Belgrad, oberste Spitzenleistung, die ersten Ansätze zu einem Kulturkampf gegen die Katholizität der Weststämme.

Das Buch des „Lichtträgers“ appelliert an Europa, ohne Europas direkte Intervention zu wollen. Sie wäre auch nicht möglich. Es gäbe nur eine italienische Intervention, die dem Gedanken dieses Buches kaum entspräche. Das Buch appelliert an Europa nur, um die Berechtigung der bundesstaatlichen Forderungen derjenigen südslawischen Stämme und Gebiete zu erweisen, die sich vor vierzehn Jahren freiwillig an Belgrad anschlossen und hinterher erfahren mussten, dass sie eroberte Gebiete waren. Die Fehler, die Belgrads (gelinde gesagt) Unerfahrenheit in der Verwaltungspraxis, zuletzt noch in der für Fehler so günstigen Wirtschaftskrisenzeit wohl über Gebühr begangen hat, möge man in dem Buch nachlesen. Aber dazu den Nachweis, dass auch diejenigen, die das heutige Südslawien bekämpfen, es neu schaffen möchten, wenn es nicht existierte. Freilich neu schaffen nach dem Recht einer kulturellen Erstgeburt, die sie gegenüber der militärischen der Serben unwiderfürlich anmelden, im Namen der Selbstbestimmung, der Logik und vor allem der Sauberkeit. Es soll in Belgrad noch alte Leute geben, die dort einst den türkischen Pascha zum Beiramfest ausreiten sahen; wird diese Erinnerung etwa nur dazu dienen, den damals schon verständiger regierten Weststämmen jetzt ihre „Verwöhnung“ heimzuzahlen?

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Berlin, 62. Jahrgang, Ausgabe B (für Berlin), Nr. 101, 1. März 1933, S. 1-2.